

In der Weihnachtsausstellung bernischer Künstler

Autor(en): **Graber, Hannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 52

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Charte mit eme rächt glaartige Helgeli druff gschramet. Das het er alles schön zämpact un i sjs Heimet gschickt.

„Es isch für mys Götting!“ het er albe gseit, u sinner chlynen Neugli hei glänzt. „Ja, i ha doch ou no öpper!“

„Werum geisch ihm's nie sälber ga bringe, hättisch ja lauft derwyl?“ hei mer nen einisch gfragt, wo-n-er mit ihm Paß zum Poschtliebel isch.

„I ma nie meh hei ... i bi ja ne Bagant!“

Mir hätti ne nid chönne wyter usfrägle, eso nes ärischts Gesicht het er derzue gmacht.

Aer sälber het uf ne ganz egeti Art Wiehnecht gfyret.

Es het möge Schnee sy, eso teuf es wölle het, d'Byse het möge hutten u der Wätterluft a de Husegge rñbe, der Chnuderli isch am Heiligaben a d'Silbsyten i Brunnenacher Reeses Wald ueche. Dert het er eme Tanneli nes paar Chertzli aagsteckt, isch uf ne Stod dernäbe zuechen abghodet u het gluegt, wie d'Viechtli ahebrönnit sy. U wenn ihm der Luft eis abblase het, isch er's ume ga aazündte.

Das Tschuppli het är sälber einisch gseht gha. Es isch es ganz es schöns gsi, z'mitts i der Blütti, im ganzen Aufwachs het es gwünnid nid es Halbdöke derigi gha: ds Stämmli grad wie ne Cherze, d'Eschtli gäng z'feust binang, u niene hätt es Nadeli dranne gfaht.

„Gäll, das Tanneli isch mys!“ het er zum Brunnenacher Rees gseit, fäsch wie wenn er hätti wölle nes Gspäbli mache, denn wo sie dert ufgeschicket hei.

„Bhüetis ja, we de Freud dranne hesh, werum nid! Sollsch es ha für gäng, u wenn es mues sy, su lah-n-berisch einisch no verschnebe!“

Wo denn a isch das em Chnuderlis Tanneli gsi, es isch es niedersch Jahr gäng wie gröher u schöner worde, un um kes Lieb hättis der Chnuderli furt gä, nid um Guld, u nid emal i der Troughni hätt ihm's öpper chönnen abläschele. Er het e Stolz druffe gha wie nes Puhhus, wylige het me ne doben im Wäldli gseh, wie-n-er um sjs Bäumlü ume gruppet isch u's het gschouet.

U mängisch, wenn er alles verklumpet u wiescht gläbt het gha, isch er i sjs Eländ zum Tanneli ueche.

„Du gisch es angerisch weder ig. Bish a der Sonnen un im guete Bode!“ het er de öppe gseit. „Dir darf niemer im Wäg stah, so lang i ds Läbe ha, i will scho für di luege, bis de groß bish! ... U we de dä gring u schlächt Chnuderli scho lang unger em Händ ligt, de steit de no sy Boum im Wald, gung u zwäg u graduf, daß schöner nit mühti...“

Es het es niedersch Hofebuebli i üsem Dörfli em Chnuderlis Bäumlü kennt. Un es wär niemer gsi, wo's däm arme Bagant nid hätti möge gönne, oder ihm's hätti chönne z'leid tue, un ihm's ga abhoue.

U so mängisch as mir große Bueben i der helige Zyt i Wald ueche sy ga nes Tschuppli für i üsi Stube deheime ga reiche, a Chnuderlis Tanneli sy mer verby. Rene hätti si derfür gha, drahi z'ga, un es het e niedere gwüht, daß ihm es fettigs Stüdtli niemer schetti, im Gägeteel, daß nen im Dorf niemer meh aaluegti, wenn er's miech.

Das isch eso gange, bis du eis Jahr. Da het der Chnuderli keis Pädli meh gmacht. Sjs Gotteli sygi ihm gstorbe, het d'Brunnenacherpüüri wüsse z'prichte, u ds ganze Dorf het mit em Chnuderli Biduure gha. Niemer het ne gheft, wie süsch albe, mi het ihm djes un äis gsteckt un ihm gseit, wenn er de öppen im Brunnenacher nit me z'tie heig, su chönnti me de scho no nen Ostang bruuche für i Wald un er sölli de nume cho hoofsche.

Wo denn a het es afa böse mit ihm. Eh weder nid het me ne trouhnen aatrotffe.

„Es het nid sölle sy!“ het er öppe gseit. „Der Liebgott gönnt eme ne Bagant e kes Götting!“

U mängisch het er für nit u wider nit längi Zulete afluuehet, grad wie wenn es ihm de tät lugge.

Am sälbe heligen Abe het zwar sjs Bäumlü glich brönnit. Un em Tag druf het es ein tüecht, der Chnuderli

syg ume zfidener u rüejiger. Er luegi dry wie öpper, wo ume Boden unger de Füße het.

Da heißt es du ds Jahr druf i dr Wiehnecht-Wuche, i bi denn im Hustage grad vom Here cho gsi, em Chnuderlis Bäumlü sygi wäg, umghoue worde. Ueferen es paar jungi Pürschte sy ga luege. Kei Wöntsch het wölle gloube, es syg öpper eso schlächt u heig das Tanneli gno, für em Chnuderli e neue Chummer z'mache.

Im Schnee hei mer d'Gspure vo ungnaglete Manns-Schuehne funge, dert, wo vorhär ds Bäumlü gstanden isch.

Mir hei erchennt, es syg allwäg Einen us der Stadt cho u heig em Chnuderlis Tanneli gfrävlet. Niemerem vo üsem Dörfli hei mer zuetrouet, daß er das em Chnuderli hätti ane gmacht, u mir Landlütt tragen im Winter Holzboden oder de gnagleti Schueh.

Der Chnuderli het is duuret. Säge het's ihm e tene möge, u mir hei alli uf e helig Abe gwartet, es het is tüecht, da mues öppis gseh.

Wo's het afa vernachte isch vo mänger Hustüren un us mängem Pfäischter ueche gluegt worden i Wald, gob nienen em Chnuderlis Viechtli ufgai. Vielecht läs er es angerisch Bäumlü use, hei mer zämeprattiget. Es isch feischter blibe.

Am Morge het es gheisse, der Chnuderli sygi furt. Er wird i sjs Eländ ume sy ga treiche, het me däicht, u der Muuserjöggelet het gwüht z'prichte, er heig nen am heligen Abe i der Chrükwägpinten äne gseh.

Es het du unen afa schneie, u wo der Chnuderli nid isch umecho u me nit von ihm gseh u verno het, sy mir Bueben i Wald ueche ga sueche, mir hei trouet, es syg ihm öppis passiert.

Uf sjs Stod hei mer ne funge. Er isch druffe ghöcklet u het der Chopf i d'Arme gleit gha. I eir Hang het er es Dotze Chertzli gha. Uf em Schoß isch es halb glärts Wändteli Händöpfeler gläge.

Der Schnee het ne fäsch zuedeckt gha...

In der Weihnachtsausstellung bernischer Künstler.

Ein recht erfreuliches, ein recht weihnachtliches Ereignis stellt uns auch dieses Jahr die Weihnachtsausstellung bernischer Künstler dar, und wer der Meinung ist, daß die Interessen des praktischen Lebens, die täglichen Sorgen uns nie ganz gefangen nehmen dürfen, wenn wir nicht unsere beste Kraft verlieren wollen, der wird in der Ausstellung Stunden der Erbauung zubringen.

Gleich beim Eintritt in der Vorhalle begrüßt uns die Plastik. Diese hat immer etwas wohltuendes, beruhigendes und ist darum gegenüber der Malerei im Vorteil. In der Plastik gibt es die verschiedenen Ismen der Malerei nicht. Ihr Sein und Werden in der bildenden Kunst ist Ruhe und Stetigkeit. Ihr ist die Effekthascherei, der Bluff und der Oberflächenschein der Malerei nicht so leicht möglich. Sie ist dem Material entsprechend den dauernden Werten zugeneigt. Das heißt jedoch nicht, daß alle plastischen Werke ohne weiteres gut seien.

Die Köpfe Max Fueters ziehen uns zum vorneherein durch ihre Art an. Da ist ein junger Mann, den man materialgerecht genannt hat. Was damit gemeint ist, sagt niemand. Falsch aber wäre die Meinung, daß Material irgendein Primat inne habe. Material ist nie Bedingendes, sondern stets Bedingtes. Selbstverständlich ist, daß der rechte Künstler auch das Material nach seinen Formprinzipien wählt und behandelt. Was aber Form und Material bedingt, das ist der Inhalt, die Sache, die dargestellt wird. Fueters Material, „Bildnis eines jungen Mannes“ hat etwas vom guten Kunstwerk. Nicht die Person des Künstlers steht im Vordergrund, die sich aussagen will unbekümmert um das Objekt. Der Künstler hält sich schlicht und folgsam an die

Natur, der er ins Einzelne nachgeht, um sie zu verstehen, sie sprechen zu lassen und sie zu deuten. Darum läßt uns, trotz eines gewissen Realismus, dieses Bildnis mehr als bloße Realität erleben. Wir spüren den Kopf des werdenden Mannes. Noch ist er voll von Jugend, aber alles ist tektonisch fest und klar; nichts ist gelockert oder unbestimmt. Lippen und Nase verraten Zucht und zielbewußten Willen, die den Tatbereiten ahnen lassen. Die großen weitgeöffneten Augen, diese Brücken zur Welt wecken nochmals in uns das Gefühl, daß der Ernst und die Geschlossenheit dieses Willens auf die Welt gerichtet ist. So wird Fueters Kopf zum Ausdruck männlicher Kraft und Schönheit. Anderer Art sind seine Mäste und der Mädchentopf. Auch sie zeugen von scharfer Naturbeobachtung. Hier wird das Gesicht zum Ausdruck eines reichen und schönen Lebens. Der Wille ist verschmolzen in Güte und Erwartung. Die Augen schauen ebensosehr nach innen wie nach außen, lauschen gleichsam über sich selber. Im Gegensatz zur männlichen haben wir hier die weibliche Schönheit. Damit hat uns Max Fueter verheißungsvolle Proben seines Könnens und Wollens geliefert.

Hermann Hubacher zeigt uns in seiner Kinderbüste etwas, was eigentlich für jedes Kunstwerk Grundvoraussetzung wäre: die Verlebendigung der Sache. Dieses Kinderköpfchen ist von überzeugender Lebendigkeit. Der ganze kindliche Charakter kommt auf der Oberfläche dieses Gesichtes zum Ausdruck. Was aber lebendig ist, wird für uns stark wirksam und bedingt zum guten Teil den Wert des Kunstwertes; denn es gibt so vieles, was wir nicht erfassen können, weil es nicht lebendig ist. Hubacher ist darin ein Meister geworden, das bewies er uns schon auf früheren Ausstellungen.

Daneben stoßen wir leider oft genug auf unlebendige und daher unverständliche Züge in andern Werken. Paul Kunz ist nicht frei davon. Seine weibliche Büste ist zu summarisch, leicht ins Schematische geraten, so in den Konturen der Lippen und der Haare. Das bewirkt, daß die Züge noch etwas ungelöstes, Starres und Totes bewahren. Die Tänzerin ist besser, der Körper gut und zierlich modelliert. Doch der maßgebende Ausdruck, dessen Träger wohl immer das Gesicht ist, bleibt unklar, ungelöst. Es ist, als ob die Werke von Paul Kunz durch die Sicherheit seines Könnens ein wenig die Seele verlören.

E. Perincioli stellt uns eine prophetische Frauengruppe dar. Es sind jene drei Frauen der Mythologie, die ihrer natürlichen göttlichen Bestimmung den Dienst verweigerten, sich selbst genügen wollten. Nun ergreift sie die Nacht der Verzweiflung; sie versinken in ihr trostloses Selbst, werden von den Mächten der Erde angezogen, oder beweisen, wie die Borderste, daß die Bestimmung, die von Uranfang an in sie gelegt wurde, sich nicht bezwingen läßt. Entweder dient ihr der Mensch oder er geht daran zugrunde. Das hat, scheint mir, Perincioli gut zum Ausdruck gebracht. Vielleicht wirkt die allzu minutiöse Darstellung der Frauenleiber, die meisterliches Können verrät, eher ein wenig störend. Das Unvollendete hebt manchmal die Wirkung ins Gewaltige.

Gegenüber den Werken der Malerei sei es mir gestattet, eine persönliche Schwäche zu gestehen. Ich kann mit den Stilleben nichts anfangen, von den besten bis zu den geringsten, und bedaure, daß sie sich manchmal über ganze Wände ausbreiten und besseren Sachen den Platz rauben. Ich glaube, das Stilleben ist ein Dekadenzsymptom. Freilich alles kann in der Kunst Darstellungsgegenstand sein, aber . . . es gäbe so viele aber zu erwähnen. Die Wahl des Gegenstandes ist auch schon Kunstwerk; man denke sich ein Stilleben in der Plastik, im Werke Rodins, Michelangelos oder Hodlers.

Die Landschaftsmalerei dagegen ist mit ein paar Glanzstücken vertreten. Ich nehme vorab die Winterlandschaft von

Eduard Bosz. Tief verschneit ist Feld und Wald und Hof. Nur noch die leise bewegten Formen der Erde sind spürbar. Sonst ist all das reiche Leben der Erde eingemummt. An das Leben erinnert bloß noch die braune Farbe der Häuser eines Dorfes, eines Hofes. Bäume reden fahl ihre Nester in die Luft. Alles ist verhüllt, aber nichts ist tot. Wir spüren durch die Winterdede hindurch fast unso intensiver, inniger, daß das Leben jetzt im Verborgenen wartet, vorbereitet auf eine Auferstehung. Wir spüren es leise zittern durch den Himmel, durch die Erde und aus den kahlen Zweigen der Bäume. Das Leben ist nicht tot; es wird wiederkommen. Das Gefühl des Lebens aber weckt uns noch einmal der Eisplatz, auf dem die Winterlust sich entfaltet. Welch heißes Blut sich tollt in der eisigen Luft in warme Kleider gehüllt. Auch hier das verborgene, aber starke Leben. Die lusterbühende Musik und das feurige Rot im Pavillon werden noch einmal zum Zeugnis dafür. Für mich hat hier Eduard Bosz eines seiner besten Werke ausgestellt, das ihn glänzend vertritt in der Ausstellung. Und was mehr ist, er hat damit eines der schönsten Bilder des Winters und des Lebens geschaffen.

Auch Werner Feuz hat es verstanden, seine Landschaften lebendig zu machen. Wir spüren ein leises Vibrieren in uns beim Betrachten seiner Bilder von Sitten. Es ist nicht Glanz der Farbe darin, düster und verhalten sind die Töne, aber wir verspüren etwas vom Geiste dieser Landschaft. Wir sehen die finstern stolzen Felsen, die Tal- und Sturmflut überragen. Wir spüren etwas von der Tyrannie und doch sind sie es, die die Wohnungen der Menschen an sich zogen. Diesen Höhen sind die Häuser der Tiefe verpflichtet. Ihnen verdanken sie die Existenz und Halt. Die Verbindung des Kleinen und Schwachen mit dem Festen und Starken ist sehr schön zum Ausdruck gebracht.

In den untern Räumen gleich an der Treppe stellen zwei Landschaften dasselbe Motiv dar. Es sind Alfred Glaus, großes Moos, und Paul Schöber, Sommermorgen im großen Moos. Die Bilder sind sehr verschieden, beide auf ihre Art gut und wirken belehrend. Paul Schöber stellt die Ebene mit allem Einzelnen dar. Bäume und ihre Schatten und geometrische Felder, das Moos seit der Zuraugewässerkorrektur. Er gibt ein einzelnes Moment, Sommermorgen, das sehr frisch zum Ausdruck kommt. Glaus gibt eine moosige Ebene, das Moos wie es war vor zehntausend Jahren vielleicht, oder wie es in ebensolchem Zeitabstand sein wird. Alles Einzelne ist weggelassen. Wasser und Erde, Tümpel dehnen sich unabsehbar, — trostlos. Der Himmel darüber grau, trostlos, eine unwohnliche Arweltsstimmung. Der Hintergrund aber bringt die Erlösung daraus. Dort lichtet der Himmel sich auf und ein anmutiger gastlicher Hügelzug taucht auf. Wir empfinden keine Zeit mehr in diesem Bilde und zeitlos schwebt der Geist über der Niederung, der dem Menschen die Sehnsucht nach der Höhe in die Seele pflanzt. In Schöbers Bild sehen wir, wie weit Glaus schon gegangen ist, in dem von Glaus, wo Schöber eines Tages anlangen wird, wenn er sich konsequent vom Materiellen zum Geistigen entwickelt. Diese beiden Landschaften empfehle ich den Besuchern noch besonders zum Betrachten.

Von den Figurenbildern sind zweifellos die stärksten Stücke Leo Stecks Grablegung und Maria im Stall. Steck hat eine etwas primitive Art. Aber hier ist mehr als ein Primitiver, ist vielleicht eine neue Offenbarung der Kunst. Die Bilder haben eine Straffheit der Form und ein musikalisch glühendes Leben ohnegleichem. Wir können hier nicht mehr auf diese Werke eintreten, weil es nicht geht, sie mit wenig Worten abzutun. Wir hoffen, über Steck einmal besonders zu sprechen.

Die Ausstellung enthält noch sehr viel Gutes. Wir müssen es uns versagen, alles zu erwähnen. Blutleeres Aufzählen ist nicht unsere Sache. Die andern sollen ein andermal zu Worte kommen. Dr. Hannes Graber, Bern.